

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, SchulstraÙe 87.

Halle a. S., Montag 12. Juli 1897.

Berliner Bureau: Berlin, Unter den Eichen 15.

Deutsches Reich.

Se. Majestät dem Kaiser, der am Sonnabend von Ullna nach Odde gefahren und dort gegen 10 Uhr Vormittags bei regnerischem Wetter eingetroffen war...

Bur Kaiserparade bei Koblentz am 30. August treffen, wie die „Koblenz. Bl.“ meldet, der Kaiser und die Kaiserin mittelst Sonderzuges um 11 Uhr Vormittags auf dem Bahnhof Ullna ein.

Prinzregent Leopold von Bayern hat gestern der Kaiserin in Legatione einen Besuch abgestattet.

Wie es heißt, hat der Kaiser den Prinzen Friedrich Heinrich, ältesten Sohn des Prinzen Albrecht, Prinzen von Braunschweig, mit seiner Vertreibung bei der 150jährigen Jubelfeier der Berliner Schützenfesten betraut.

Die Regatta auf dem Havel bei Potsdam hat am Sonnabend die Regatta des Jachtclubs von Potsdam nicht eingeleitet und ist in Begleitung seiner Gemahlin nach Wiesenburg abgereist. Die „Potsdamer Nachrichten“ veröffentlichen den Abschiedsbericht des Prinzen sowie eine Proclamation des Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld, in welcher dieser die Uebernahme der Regatta besagt.

Im Anknüpf an die Minderen Meldungen über Aeußerungen des Reichstagslers Fürsten Stolowkoj schreiben „Berl. Neuw.“:

Wahrscheinlich notwendig, einheitlich zusammenfassende Kraft anzuwenden, deren sie seit langen Jahren nur zu sehr entbehren.

Zu den Personalveränderungen in den hohen Reichämtern bringen die „Dresd. Nachr.“ einen interessanten Artikel, in welchem es heißt:

Der Vizepräsident eine Berufung der Ernennung des Fürsten Bismarck. In eingetragenen Kreisen mußte man schon nach dem letzten Besuch des Kaisers in Friedrichsruh zu erahnen, daß an dem Fürsten die Frage gerührt worden sei, wen er selbst als seinen Nachfolger vorgezogen haben würde.

Das genannte Blatt fügt hinzu, daß der Vizepräsident von Bismarck die folgende Ansicht im Hinblick auf den Fürsten Bismarck geäußert hat.

Der künftige Staatssekretär des Reichsjustizamtes, bisherige deutsche Vizepräsident in Washington, Freiherr von Thielmann, hat sich in einer Unterredung gegen die mehrfach geäußerte Annahme geäußert, daß er ein Anwärter der Kaiserzeit vom Grafen Caprivi vertretenen Ministerien sei.

Der Vizepräsident des Staatsministeriums, Finanzminister Dr. v. Miquel, begibt sich heute zur Taufe seines Enkelkinds nach

Besuch in Schlesien und wird von dort am Montag nach Berlin zurückkehren, um am Dienstage die Reise nach Oberleipzig zur Einweihung der Eisenbahnbrücke bei Mühlthal anzutreten.

Der „M. P. C.“ zufolge soll das Verbleiben des Unterstaatssekretärs Dr. Fischer im Reichsjustizamt so gut wie gesichert sein.

Die von verschiedenen Seiten gemeldete Berufung des Finanzpräsidenten Förster zu Köln in das Handelsministerium ist, wie die „Kreuzzeit.“ hört, dadurch veranlaßt, daß der Ministerialdirektor v. Wendt zum 1. Oktober seine Pensionierung beantragt hat und vom 1. September beurlaubt werden wird.

Das Staatsministerium trat am Sonnabend Vormittag unter dem Vorsitz des Finanzministers Dr. Miquel zu einer Sitzung zusammen, in welcher zugleich auch die Einführung des Staatssekretärs Grafen v. Polakowsky stattfand.

Wir haben bereits vor drei Tagen eine Mitteilung der „Berl. Pol. Nachrichten“ wiedergegeben, in der mit Bezug auf eine in manchen interessierten Kreisen in den letzten Tagen verbreitete Nachricht, es würde eine Konvertierung der 3prozentigen Konfols vorbereitet, gesagt wurde:

„Konvertierung wäre dies ja durchaus zulässig, denn die Eopertzeit von acht Jahren besteht sich nur auf 3prozent, konvertierte 4prozent Anleihen. Wir wir übrigens verstehen können, ist über einen solchen Plan in maßgebenden Kreisen noch nicht das Bestimmte bekannt.“

Wir das Gerücht der Konvertierung entfallen sein dürfte, dafür giebt eine Mitteilung, die die National-Zeitung nachträglich wiedergibt, einen Anhalt. In einer an dieses Blatt gerichteten Zuschrift heißt es nämlich:

Als ich vor Kurzem zu einer in Staatsanwaltschaft bereits stehenden Verhandlung, welche aus einer 4prozentigen in eine 3prozentige Konvertierung umzuwandeln, einen weiteren Betrag 3prozentiger Konfols auf daselbst Konfols einfach hinzuzurechnen lassen wollte, wurde mir von der Hauptverwaltung der Staatsanwaltschaft geantwortet: „Das die ebenfalls 3prozentigen Zuschuldungen nicht vor dem 1. April 1905 zur vollen Auszahlung gebräutig werden dürfen, so werden dieselben der besten Ueberlicht wegen von den künftigen 3prozentigen Forderungen einmündlich getrennt gehalten.“

Die in dieser Angelegenheit eingeleiteten Verhandlungen sind, wie es sich in der Verhandlung über die 3prozentige Zuschuldung ein neues Konto angelegt werden.“

Aus dieser Auseinandersetzung verstanden wir Antwort, die insofern dem Wortlaut und Sinne des Beschlusses genau entspricht, scheint der Empfänger geäußert zu haben, eine Absicht der Regierung auf Konvertierung ableiten zu können, die, wie erwähnt, jeder Verdächtigung entbehrt.

Die am Sonnabend Vormittag auf Einladung des Oberpräsidenten v. Achenbach in Berlin wieder aufgenommenen Verhandlungen zwischen den Vertretern des Altellen-Rolleklubs der Berliner Kaufmannschaft, den Delegierten des Vereins

Eine Wendenhochzeit.

In der Frühe des Sonntages trägt mich der Eisenbahnzug durch die märkische Landschaft. Selbst ein Kind der Wart, habe ich eine Vorleser für die verpöbelte Straßenmusik, mit der einflussigen Seite, den melancholischen Sängern und Refrainen, mit deren dunkeln Gesang sich das frische, zortrige Land der Birke mischt.

nur die beiden auf Pferden einherreitenden Brautdiener erscheinen mit bunten, bunten, langstielenden Bändern und Knopflochstrümpfen gekleidet. Am Eingang des Dorfes sind bekränzte Stangen aufgestellt, und Guitlanden stehen sich über die Straße, dem Hochzeitsgäste in der Hofe, und zur Hofseite kommen jene Frauen mit dem Gatten vor den Thüren schauen alle und zum Frauen Mädchen und Kinder den kommenden nach, die auf den großen, freien Dorfanger, an dessen Ende sich die Kirche hinter dem Pfarrhaus erhebt, Halt machen.

Mit einem wendischen Segenspruch werden dort die Gäste begrüßt und gebeten, einzutreten. In der großen Hofe, in der die Braut und den dunklen Kachelofen nicht fehlt, in der die Frauen stehen, die den prächtigen Staat der wendischen Frauen bemerken, ist ein langer Tisch sauber mit blauen-weißem Tuch besetzt, und ehrbare, sonnenverbrannte Männer, die übrigens fast ausnahmslos alle bartlos sind, junge, blühende Mädchen, Frauen und Kinder sind versammelt. Große runde Brode, Salz, Butter und Käse, Weidlingen, einige Gläser mit leichtem, braunem, fogenanntem Libbener Bier gefüllt, Kaffeekannen und Tassen, Milch, Sahne, Zucker u. s. w. sind aufgestellt, und die allhergebrachte wendische Brautfrucht machen es den Gästen zur Freude, vor allen Dingen Brod und Salz zu kosten.

Die Braut trägt einen schweren, schwarzen Tuchrock, eine breite, prächtige, schwarze Allschürze und schwarze Tuschode (die Wenden geben nie ohne Jade zur Kirche), aber über dieser das weiße Spitzenhaube, das sonst unter derselben getragen wird, welche Stirnband und schwarze Haube. Unter dem weißen, aber sehr reichlichen Kirchtuch prangt die grüne Brautkrone, in der umhändelten Hand trägt sie ein großes, gelbes weißes Tschentuch und — den Regenbogen. Die Bräutigam und Männer verlassen das Zimmer, die Braut und Brautjungfern bleiben. Und nun erscheinen die beiden Brautdiener, die in wendischer Sprache dem Mädchen erzählen, daß ihr Freund eine Frau lude und sie getraut hätten, hier sei eine Braut für ihn.

Sie möchten diese nun herausgeben. Die Mädchen bestimmen einen Preis für die Braut, der den Bräutigam zu hoch ist, es folgt ein famöserer Handel, bis unter Scherz und Lachen die Braut getraut ist. Den Kaufpreis teilen die Brautjungfern unter sich.

Anwähligen — der standesamtliche Akt hat bereits Morgens vor dem Amtsvorsteher stattgefunden — beginnen mit schönem Klang die Kirchenglocken zu läuten, und der Zug geht zur Kirche. Die Braut geht zwischen den Brautdienern, gefolgt von den Brautjungfern und der Schaar der Gäste. Beim Eintritt in das idyllische, freundliche Gotteshaus ertönt Orgelmusik, und vor dem Altar wird die Braut an den Brautjungfern übergeben. Legterer ist ganz schüchtern in einen langschößigen, schwarzen Tuchrock gekleidet, die Schürze hält er in der linken Hand. Das Brautpaar steht, während die Gäste im Gesäß Platz nehmen. Während der Trauung nimmt eine Freundin der Braut den Regenbogen ab, wie bei untern sächsischen Hochzeiten die Braut der ersten Brautjungfer den Traugiebt. Es folgt eine schöne, zu Herzen gehende Traureden des Ortsparfers, bei welcher namentlich an den Stellen, da der verstorbenen Gattin des Brautgatten und dessen Kinder gedacht wird, der weibliche Teil der Gäste in Thänen der innigen Würdigung ausbricht, ebenso als der Heilige der langen Jahre gedacht, die die Braut im fremden Dienst zubringen hat und in denen sie sich das beste Volk aller ihrer Vorfahren erworben hat. Daß das richtig ist, davon geben — ein letzter Fall — viele Glückwünsch-Depeschen und kostbare, selbst Silber-Geldente Kunde.









## Trilby.

(Nachdruck verboten.)

Roman von George du Maurier.

Deutsch von Marg. Jacobi.

471 Den größten Theil der Beſitzthümer hinterließ ſie der treuen Martha.

Jedem der drei Engländer vermachte ſie einen ſchönen Ring für ſeine Braut, wenn er einmal heirathete und die Braut ihn tragen mochte.

Frau Bagot hatte ein Perlenhalsband erhalten und Fräulein Bagot das Sternendiadem. Sehr ſchöne und koſtbare Sachen hinterließ ſie bei ihrer Pflege große Sorgfalt und Hingabe bewieſen hatten und ſich weigerten (wie man ihr ſagte), ein Honorar für die Behandlung der Madame Svengali anzunehmen. Für Antoine, Lorrimer, den Griechen, Dodor und Bouzou beſtimmte ſie hübsche Manchettenknöpfe und Krawattennadeln, Carnegie erhielt das kleine ſilberne Niechflächchen, das von Lord Willow ſtammte; auch die Winards, Angèle Voiſſe und Andere wurden nicht vergeſſen.

Gecko's Andenken beſtand in einer prachtvollen goldenen Uhr und Kette, nebst hundert Pfund und einigen herzlichen Zeilen.

Sie hatte das Alles mit Taſſy bis ins Kleinſte berathen und jedes Vermächtniß nach des Empfängers Eigenthümlichkeit beſonders für ihn ausgeſucht. Der geſchäftsmäßige Ton, welchen Taſſy annahm, und der gewiſſenhafte Eifer, mit dem er auf alle ihre Wünſche einging, war ihr ein Troſt und ein Labſal geſeſen. Er hatte ſo ernſt und feierlich ausgeſehen und keine Mühe geſcheut. Freilich konnte ſie nicht ahnen, was ſein geſühlvolles Herz dabei im Stillen erduldet.

Die Urkunde war in aller Form Rechts unterzeichnet, von den Zeugen beglaubigt und Taſſy's Obhut übergeben worden. Jetzt lag Trilby ſtill und glücklich da, mit dem Gefühl, daß ſie nichts mehr zu thun habe, als die flüchtige Stunde zu genießen und keinen der koſtbaren Augenblicke, die ihr noch gegönnt waren, unbenützt vorübergehen zu laſſen.

Sie litt weder Körper- noch Seelenſchmerzen und war von allen Menſchen umgeben, die ſie am liebſten hatte — Taſſy, dem Laird, dem kleinen Billy und Frau Bagot, während Martha mit der großen Hornbrille in der Ecke ſaß und ſtrickte.

Trilby horchte, wie immer, auf das Geplauder der Freunde und nahm herzlich Theil daran. Ihre liebevollen Blicke ſchweiften von Einem zum Andern; mit Worten ließ es ſich nicht ausdrücken, wie theuer ſie ihr alle waren. Wenn ſie ſprach, floß ihr Mund über von der Liebe, die in ihrem Herzen thronte, und ihre ſchwache Stimme klang ſchöner, weicher und voller als irgend eine andere in dem Zimmer oder in der ganzen Welt — es waren Laute ungewöhnlicher Art, die aus einer anderen Sphäre zu ſtammen ſchienen.

Ein Karren fuhr unten vor, es klingelte draußen und gleich darauf wurde eine Holzkiſte ins Zimmer gebracht.

Auf Trilby's Wuſch packte man ſie aus, und eine große Photographie Svengali's unter Glas und Rahmen kam zum Vorſchein. Sie ſtellte ihn in der Uniform ſeiner eigenen ungarischen Kapelle dar, wie er am Dirigentenpult ſtand, mit der linken Hand ein Notenblatt umwandte und mit der rechten den Taktſtock ſchwang. Ein ausgezeichneter Wiener Künſtler hatte das Bild gemacht; Svengali war ſprechend ähnlich und ſehr günſtig aufgefaßt; da er aus der Photographie herausſah, richtete ſich ſein Blick gerade auf den Beſchauer. Es lag etwas Ehrfürchtgebietendes in Miene und Haltung, und ſeine großen ſchwarzen Augen hatten einen ſtrengen, befehlshaberischen Ausdruck.

Martha erblickte kaum das Bild, als ſie an allen Gliedern zu zittern begann. Trilby ließ es ſich reichen, und ein Ausruf der Verwunderung entfuhr ihr. Sie hatte es noch nie geſehen und beſaß überhaupt keine Photographie von Svengali.

Keine Botſchaft irgend welcher Art, kein erklärender Brief begleitete das überraschende Geſchenk. Nach den Poſtzeichen zu urtheilen, mußte die Kiſte ganz Europa durchreiſt haben, bis ſie ſchließlich nach London kam. Sie war aus irgend einem fernen Ort im öſtlichen Rußland abgeſandt — ein unheilſchwangeres Geſchick hatte ſie aus dem geheimnißvollen Oſten, der Geburtsſtätte von Peſt und Tod, hergeführt.

Trilby ſtügte das Bild gegen ihre Kniee und ſah es lange mit unverwandten Blicken an; von Zeit zu Zeit ließ ſie eine gelegentliche Bemerkung fallen, wie: „Er war wirklich ein ſchöner Mann.“ oder „die Uniform ſieht ihm ſehr gut. Weßhalb mag er ſie wohl angezogen haben?“

Die Freunde ſetzten das unterbrochene Geſpräch fort und Frau Bagot bereitete den Kaffee. Als ſie Trilby eine Taffe reichen wollte, fand ſie ſie noch immer in derſelben Stellung, wie vorhin; mit großen, weitgeöffneten Augen, die in ſeltſamem Glanz leuchteten, ſtarrte ſie das Bild an.

„Trilby, Trilby, hier bringe ich den Kaffee. Was haſt Du denn, Trilby — fehlt Dir etwas?“

Sie lächelte mit irrem Blick und gab keine Antwort.

Alle ſtanden auf und drängten ſich beſorgt um ſie. Martha wollte in ihrer Angſt die Photographie ſogleich entfernen, man hinderte ſie jedoch daran, weil man nicht wußte, welche Folgen das haben könnte.

Taſſy klingelte und ſchickte einen Diener nach Dr. Thorne, der in der Nähe wohnte.

Auf einmal fing Trilby an, ganz leiſe auf Franzöſiſch zu ſprechen: „Noch ein Mal! Gut, ich will ja gern! Mit ſchmeichelnder Stimme alſo, nicht wahr? und dann in der Mitte einſetzen. Und nicht zu ſchnell im Anfang! Schlagen Sie gut den Takt dazu — Svengali — daß ich Sie nur gut ſehen kam, denn es wird ſchon dunkel! So! Los alſo, — gib mir den Ton an!“

Dann lächelte ſie und ſah den Takt anzugeben, indem ſie den Kopf ein wenig bin und her bewegte und den Blick feſt auf

Svengalis Bild geheftet hielt. Blötzlich fing sie an, Chopins A-moll-  
Impromptu zu singen.

Die Töne perkten ihr vom Munde ohne Worte — sie sol-  
feggrte nur und ihre Brust hob sich kaum. Es war, als brauche  
sie keinen Athem bei so geringer Entfaltung ihrer Stimme, deren  
Klang noch eben so voll und schön war wie früher; sie hätte das  
Zimmer, das ganze Haus damit erfüllen und ihre Zuhörer mit  
einem Sturm himmlischer Töne überschütten können.

Welche Meisterin in ihrer Kunst sie war und wie sie ihre  
Stimme geschult hatte! Sie sang mit einer Leichtigkeit wie  
Andere die Augen öffnen und schließen — kein Mensch hätte ihr  
das nachthun können.

Vor Verwunderung, Staunen und Schrecken standen alle An-  
wesenden wie zu Bildsäulen erstarrt. Nur Martha schlug die Hände  
zusammen und lief zur Thür hinaus mit dem Rufe: „Gott im  
Himmel! wieder zurück — wieder zurück!“

Genau so hatte Trilby im Saal der Baschi-Bozufs gesungen;  
nur klang es diesmal noch himmlischer und berückender, weil sie  
nur mit halber Stimme sang und ihre ganze Seele aus den  
Tönen sprach.

Die vier Zuhörer, welche wie verzaubert um ihr Lager standen,  
vernahmen wohl den göttlichsten Gesang, der je einem Menschen-  
munde entströmt ist.

Thränen stürzten Frau Bagot und dem kleinen Billy über  
die Wangen; Thränen standen dem Laird in den Augen, und  
auch in Taffys Bart hingen Thränentropfen. Wie damals waren  
es Bonnethränen, die sie vergossen.

Als nach dem Adagio das rasche Tempo eintrat, wurde der  
Klang immer schöner und überirdischer, die Stimme reicher und  
voller, je mehr sich das Tempo nach dem Ende zu beschleunigte.  
Dann fing sie an, zu verhallen und dahinzusterben, bis zuletzt  
nur noch ein melodischer Hauch übrig blieb. Nun folgte  
das leise chromatische Aufsteigen bis zum mittleren E —  
die letzte Rakete, der Scheideblick, den Svengali selbst am  
Schluß noch hinzugefügt hatte, denn er fehlt in der Klavier-  
ausgabe.

Trilby war fertig, „Ist es genug für diesmal, Svengali?“  
fragte sie. „Ah! um so besser! Schluß! Das ist prächtig. Und  
jetzt, mein Freund, ich bin sehr müde — gute Nacht!“

Ihr Kopf fiel in die Kissen zurück und sie versank in tiefen  
Schlummer.

Frau Bagot nahm das Bild leise fort; der kleine Billy  
kniete neben dem Lager, hielt Trilbys Hand in der seinigen und  
fühlte nach ihrem Puls, den er nicht finden konnte.

„Trilby, Trilby,“ flüsterte er und legte das Ohr an  
ihren Mund, um sie athmen zu hören, aber er vernahm doch  
nichts.

Gleich darauf faltete sie die Hände über der Brust, stieß einen  
kurzen Seufzer aus und murmelte mit schwacher Stimme: „Sven-  
gali . . . Svengali . . . Svengali! . . .“

Schweigend und schreckensbleich standen Alle regungslos um  
sie her.

Der Doktor kam, legte die Hand auf ihr Herz, das Ohr an  
ihre Rippen, hob eins ihrer Lider und sah ihr ins Auge. Dann  
stand er auf und sagte mit vor Bewegung zitternder Stimme:  
„Madame Svengali hat ausgelitten; alle ihre Schmerzen sind  
vorüber.“

„Großer Gott, ist sie todt?“ rief Frau Bagot.

„Ja; sicher schon seit einigen Minuten — möglich ist es  
aber auch, daß der Tod bereits vor einer Viertelstunde einge-  
treten ist.“

## Zwanzig Jahre später.

Porthos-Athos, alias Taffy Wynne, sitzt beim Früh-  
stück (seiner Frau gegenüber) an einem kleinen Tisch in  
der Glashalle der ungeheuren Karavanjerei auf dem Boule-  
vard des Italiens in Paris. An der nämlichen Stelle  
hat er eines Tages, vor mehr als zwanzig Jahren, mit  
dem Laird und dem kleinen Billy gegessen, als es zu dem ärger-  
lichen Auftritt mit Svengali kam.

Auf dem Schauplatz hat sich nicht viel verändert, nur be-  
finden sich mehr Amerikaner unter der Gesellschaft aus aller  
Herren Länder. Fortwährend fahren Droschken, Miethswagen  
und Dummibusse vor: es ist noch dasselbe Kommen und Gehen,  
und gerade wie damals steht ein stattlicher alter Mann in Knie-  
hosen, schwarzem Sammtrock und schwarzseidenen Strümpfen —  
der vielleicht die nämliche Goldkette trägt — auf den Marmor-  
stufen, um die Gäste zu begrüßen oder zu entlassen. — Wo  
mögen nur diese prachtvollen alten Franzosen wachsen? —  
Vielleicht in Deutschland, wo alle guten, großen Kellner her-  
kommen.

Das Wetter ist auch ebenso schön. Im Hof des Grand Hotel  
ist immer schönes Wetter. Der Laird würde sagen: „Man ver-  
steht sich dort besser auf dergleichen.“

Taffy trägt einen kurzen Bart, der stark ins Graue spielt.  
Der Ausdruck seiner blauen Augen ist mild und freundlich, zwar  
ebenso offenherzig wie früher, aber nicht mehr zornig, sondern  
gutmüthig und geduldig. Er hat an Umfang zugenommen, ist  
viel breiter und stärker geworden, aber das schöne Ebenmaß der  
Glieder und seine athletische Gewandtheit fallen noch immer an-  
genehm auf, mag man ihn in der Ruhe sehen oder in der Be-  
wegung. Seine Kleider sitzen vortrefflich, doch sind sie nicht neu,  
sondern nur gut gebügelt, gebürstet und ausgeklopft, sogar an  
manchen Stellen fein gestopft.

Er wird auch einmal einen prachtvollen alten Mann ab-  
geben, wie man sie im Grand Hotel anstellt. Dabei steht er  
aus, als könnte man sich in allen großen und kleinen Dingen  
felsenfest auf ihn verlassen. Ein Wort, ein Mann,  
steht ihm im Gesicht geschrieben, und wie er aussieht, so ist  
er auch.

Ja, Taffy ist ein Ehrenmann, inwendig und aus-  
wendig, vom Scheitel seines Hauptes (das anfängt, etwas kahl  
zu werden) bis zur Sohle seiner Füße (die weder sehr klein, noch  
sehr zierlich gestiefelt sind — ex pede Herculeum!)

Das ist immer das Erste, was die Leute von Taffy sagen —  
und auch das Letzte. Vielleicht kommt das daher, weil er nicht  
gerade übermäßig geistreich ist. Aber der Mensch kann auch nicht  
Alles zugleich sein.

Porthos war ein wenig schwer von Begriffen — und Athos  
auch, glaube ich; desgleichen sein Sohn, der getreue Vicomte von  
Bragelonne — bon chien chasse de race! Auch Wilfred von  
Zvanhoe, der Enterbte, und Edgar, der Lord von Ravenswood,  
sogar Oberst Newcome, dessen Andenken unsterblich ist. Und wir  
lieben sie doch Alle und wünschen, ihnen ähnlich zu sein in Freud  
und Leid.

Taffys Frau gleicht ihm in vieler Beziehung gar nicht,  
aber (zum Glück für Beide) in anderer Art wieder sehr.  
Sie ist klein und hübsch, hat dunkles, welliges Haar und sehr  
zierliche Hände und Füße; ungemein lebhaft ist sie, anmüthig in  
Mienen und Geberden und durchaus nicht schwer von Begriffen.  
Im Gegentheil, sie faßt Alles, was um sie her vorgeht, rasch  
auf, beobachtet es mit dem größten Interesse und weiß stets  
allerlei darüber zu sagen, aber nie zu viel. Sie gehört offenbar  
zu der nicht sehr zahlreichen, aber allezeit hochgepriesenen  
Schwefelerschaft der Herzensbezwingerinnen.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

# Der Millionenschmidt.

Humoristische Erzählung von Theo Seelmann.  
(Fortsetzung.)

Herr Emil Neumann liebte es, durch seine Aeußerungen und sein Benehmen Aufsehen zu erregen. Durch seine letzte Mittheilung war ihm dies im vollsten Maße gelungen. Nach seiner Verabschiedung bemächtigte sich der kleinen Gesellschaft die lebhafteste Aufregung, indem man auf das Gsistigste die Ausfichten des schönen Emil besprach. Als einige Zeit darauf die Tischrunde auseinander ging, gab man sich allseitig das feste Versprechen, am Abend wieder zusammenzutreffen, um den mit der größten Spannung erwarteten Bericht über den Ausfall des Antrags entgegenzunehmen.

Nur der Postsekretär Behrend hatte während der ganzen Erörterung still geschwiegen. Und mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, schritt er auch jetzt seinem einfachen Heim zu. Der Entschluß Neumanns, um Röschen Schmidts Hand anzuhalten, hatte ihn aufs Tiefste getroffen. Wohl hatte er der Wahrheit gemäß erklärt, daß er nie daran gedacht habe, Röschen Schmidt die Seine nennen zu können, aber nicht hatte er die Liebe verleugnet, die in seinem Herzen für sie flammte. Ja, er liebte Röschen, liebte sie mit seinem ganzen Sein. Die Absicht Neumanns hatte ihn erst die Größe seines Gefühls deutlich erkennen lassen. So lange sie nur von Allen gemeinsam bewundert wurde, so lange Niemand sich anmaßte, auf sie ein besonderes Recht zu erheben, hatte er sich mit dem beseligenden Gedanken begnügt, ihr seine Verehrung bekunden zu können, jetzt aber, wo sie ihm entriszen zu werden drohte, belebte ihn der Schmerz, der durch sein Inneres ging, daß sein Lebensglück von der Entscheidung abhinge, die sie auf den Antrag Neumanns treffen würde. Ja, er hatte sie von dem ersten Augenblick an geliebt, wo er sie gesehen hatte. Und diese Liebe war gewachsen, als er bemerkte zu haben glaubte, daß auch er ihr nicht gleichgültig sei. Nur ganz allmählich schien ihm sich das Interesse Röschen Schmidts für seine Person entwickelt zu haben. — Alltätlich unternahm, mochte das Wetter sein wie es wollte, der Rentier Schmidt mit seiner Familie einen Spaziergang auf der Promenade, die sich um Weißenberg herumzog. Pünktlich um 3 Uhr wurde er angetreten und pünktlich um 4 Uhr war er beendet. Zuerst waren die Begegnungen des Postsekretärs mit der Familie Schmidt nur zufällig, aber bald benutzte er jeden dienstfreien Nachmittag, um absichtlich den Weg der Lustwandelnenden zu kreuzen. Mit derselben Pünktlichkeit begann Fritz Behrend, so oft es anging, seinen Rundgang um die Stadt in umgekehrter Richtung, als sie das Ehepaar Schmidt nebst seinem Töchterchen einzubhalten pflegte, so daß er fast mit Bestimmtheit im Voraus den Punkt anzugeben vermochte, wo er seinen Gruß darbringen konnte. Anfanglich wurde sein achtungsvoller Gruß mit gesellschaftlicher Förmlichkeit beantwortet, aber in Kurzen schwand namentlich in Röschens Gesicht der Ausdruck der Gleichgültigkeit und dafür zeigte sich immer ein freundlicheres und lieblicheres Lächeln, das zuweilen von einem holden Geröthen begleitet wurde und das Herz des Postsekretärs in schnelleren Schlägen klopfen ließ. Aber trotz alledem hatte er nie daran zu denken gewagt, daß Röschen ihm einst mehr werden könnte, als das Bild, das er mit der ganzen Tiefe seines Gemüths anbetete. Und nun schwand Alles dahin. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Rentier Schmidt, der den Werth des Geldes aus eigener Erfahrung zu schätzen wußte, die Werbung Neumanns gutheißen würde, und er war auch davon überzeugt, daß Röschen dem Rathe ihres Vaters folgen und dem reichen Bewerber, an dessen Seite ihr ein glänzendes Leben in Aussicht stand, ihre Hand reichen würde. Ein schwerer Seufzer entrang sich seinen Lippen, als er das Haus betrat, in dem sein einfaches Heim lag.

Eben hatte die Thurmuh den letzten Glockenschlag der vierten Stunde gethan, als Herr Emil Neumann den Salon des Rentiers Schmidt betrat und sich auf die Aufforderung des Dienstmädchens, das sofort Herrn Schmidt von dem Besuch zu benachrichtigen versprach, auf einem der Plüschsessel niederließ. Emil Neumann benutzte die Gelegenheit, um die Einrichtung des Empfangszimmers einer Musterung zu unterwerfen. Wohin er auch seine Blicke wandte, überall befandete sich ein gediegener Geschmack. Nirgends konnte er eine Spur entdecken, die in dem Besizer den Emporkömmling verrieth. Die Umschau war gerade beendet, als sich die Thür des Nebengemachs aufthat und der Rentier Schmidt auf der Schwelle erschien.

„Ah, guten Tag, Herr Neumann,“ sagte er eintretend und reichte dem Angeredeten, der sich mit einer Verbeugung erhob, die Hand. „Ich bin sehr erfreut, Sie bei mir zu sehen. Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs?“

Emil Neumann verbeugte sich nochmals ehrerbietigt, ehe er antwortete. „Herr Schmidt,“ begann er endlich mit selbstbewußter Sicherheit. „Ihre freundliche Begrüßung veranlaßt mich, Ihnen mein Anliegen, das nicht nur Sie, sondern noch viel mehr ein anderes Mitglied Ihrer werthen Familie angeht, so offen vorzutragen, wie ich es mir vorgenommen hatte. Herr Schmidt, wir Beide sind Männer, und darum will ich ohne Umschweife reden. Kurz, nachdem Sie hier Ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, hatte ich das Vergnügen, Sie und Ihr Fräulein Tochter kennen zu lernen. Wenn schon die erste Bekanntschaft in mir ein Wohlgefallen an Ihrem Fräulein Tochter erweckt hatte, das bis dahin kein anderes Mädchen zu erregen gemocht hatte, so hat eine längere Beobachtung und der fortgesetzte Verkehr meine Gefühle ununterbrochen gesteigert. Mit einem Wort, ich bin zu der Ansicht gelangt, daß Fräulein Röschen für mich die passendste Lebensgefährtin sein würde, und deshalb bin ich hierhergekommen, um Sie in aller Form um die Hand Röschens zu bitten.“

„Um, hm,“ machte der Rentier und nickte leicht mit dem Kopf. „Ihr Antrag, Herr Neumann,“ vertsetzte er sehr freundlich, „ist mir und, wie ich glaube, auch meiner Frau sehr willkommen. Nur möchte ich mir eine Frage erlauben. Denken Sie, daß aber auch meine Tochter ihr Jawort geben wird?“

„Ich sprach nicht ohne Grund von einer längeren Beobachtung, Herr Schmidt. Diese Beobachtung bestand nicht nur darin, mich über das Wesen und den Charakter Fräulein Röschens zu unterrichten, sondern auch darin, alle jenen kleinen Aufmerksamkeiten zu sammeln, durch die mir Ihr Fräulein Tochter ein tieferes Interesse für meine Person zu verathen schien. Ich glaube daher, ohne Selbstüberhebung behaupten zu können, daß Fräulein Röschen meinen Antrag auch günstig aufnehmen wird, ja, daß sie ihn vielleicht sogar erwartet.“

„Nun, das müssen Sie ja am besten wissen,“ kam es befriedigt von des Rentiers Lippen. „Also noch einmal, meine Einwilligung haben Sie.“

„Meinen unterthänigsten Dank, Herr Schmidt.“

In der Unterredung entstand eine Pause. Emil Neumann drehte etwas unschlüssig den Klapphut mit den Händen und der Rentier Schmidt blickte fragend auf sein Gegenüber, als wollte er dessen Gedanken erforschen.

Endlich hatte sich Herr Neumann gefaßt. „Herr Schmidt,“ begann er sicher, „gestatten Sie gütigst, daß ich jetzt einen anderen Punkt der Angelegenheit, die uns beschäftigt, berühre. In bin Geschäftsmann und als solcher ist es mir zur Gewohnheit geworden, die materielle Seite einer jeden Sache gebührend zu berücksichtigen. Wenn ich daher . . .“

„Aha,“ unterbrach ihn der Rentier mit einem schmunzelnden Lächeln. Sie kommen auf die Mitgift meiner Tochter zu reden, mein lieber Neumann. Nun, zuerst will ich Ihnen einmal zu Ihrer Beruhigung erklären, daß Sie bei mir für eine solche Anfrage keiner Vertheidigungsrede bedürfen. Ich lobe es sogar, wenn junge Leute nicht mit beiden Füßen in ein Vergnügen hineinpringen, ohne an das Morgen zu denken. Was ich meiner Tochter mitgebe, wollen Sie wissen? Na, eine gute Ausstattung soll ihr zu Theil werden und auch etwas Barvermögen werde ich beilegen, auf keinen Fall aber wird ihr Heirathsgut bedeutend sein im Verhältniß zu Ihrem eigenen Besitz.“

Herrn Emil Neumanns Gesicht hatte bei diesen Worten einen äußerst betroffenen Ausdruck angenommen. Er starrte einen Augenblick unbeweglich in das Leere, dann aber klärten sich plötzlich seine Mienen auf und in einem einschmeichelnden Tone sagte er: „Wie mir scheint, wollen Sie, Herr Schmidt, um einen volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen, bei mir auf den Strauch schlagen. Sie wollen erkennen, ob ich um Ihr Fräulein Tochter aus wahrer Neigung anhalte oder aus dem materiellen Grunde. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu betheuern, daß das Erstere richtig ist. Aber Ihr ganzes Experiment wird schon dadurch hinfällig, weil schon ein kleiner Zuname, den man Ihnen beilegt, gründlich Ihrer Auslassung widerspricht.“

„Ein kleiner Zuname?“ fragte der Rentier überrascht. „Ein Zuname? Bahaha!“ stieß er plötzlich hervor, „sollte denn auch schon bis hierher nach Weißenberg dieser vertraut

Früh-  
lich in  
Boule-  
Stelle  
n, mit  
ärger-  
  
nur be-  
s aller  
swagen  
Gehen,  
n Knie-  
ofen —  
armos-  
Wo  
a? —  
her her-  
  
Hotel  
an ver-  
  
spielt.  
h, zwar  
sondern  
en, ist  
daß der  
mer an-  
der Be-  
cht neu,  
gar an  
  
ann ab-  
sieht er  
Dingen  
Mann,  
so ist  
  
aus-  
das schl  
n, noch  
  
agen —  
er nicht  
ich nicht  
  
Athos  
nte von  
eb von  
nd wir  
Freud  
  
nicht,  
sehr.  
nd sehr  
thig in  
griffen.  
t, rasch  
ß stets  
ffenbar  
riefenen

Epitheton gebrungen sein, sollte man mich wirklich hier nennen.

„Millionenschmidt! Mit Erlaubnis zu sagen,“ schloß Emil Neumann triumphierend.

„Das sollte man doch kaum für möglich halten,“ lachte der Rentier. „Nun, da Sie einmal dieses Beiwort kennen, sollen Sie auch seine Entstehung erfahren. Ich besitze durchaus nicht eine Million, geschweige denn Millionen, sondern die Sache verhält sich so. Sie werden wissen, daß ich in Berlin gebaut habe. Gerade zu der Zeit nun, als meine Häuser reißend abgingen, gerieth eine Ziegelei in der Nähe in Konkurs. Bei der bald darauf erfolgenden Versteigerung kaufte ich eine volle Million Ziegelsteine. Das ward die Veranlassung, daß mir meine Bekannten und Kollegen den Namen zulegte, den Sie soeben genannt haben und der in Kurzem auch in weiteren Kreisen in Aufnahme kam. So wurde ich Millionenschmidt. Ich bin demnach keineswegs ein Millionär. — Wie groß das Heirathsgut sein wird, das ich meiner Tochter mitgeben werde, muß ich mir erst mit meiner Frau überlegen, da ich bis jetzt an eine Verheirathung Köschens noch nicht gedacht habe.“

Emil Neumanns Gesicht war bei diesen Worten des Rentiers immer finstlicher und unwirlicher geworden. In seinem Innern gährte es ob der vernommenen Eröffnung. Blöthlich aber hellten sich seine Züge wieder auf, er mußte einen Ausweg gefunden haben, auf dem er vor dem Rentier den Rückzug antreten konnte.

„Herr Schmidt,“ begann er mit einem süßlichen Lächeln, „Ihre Offenheit verpflichtet mich, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und zu Ihnen ebenso freimüthig zu sprechen, wie Sie es mir gethan haben. Sie werden es mir hoffentlich nicht übel auslegen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich bisher ohne das Mitwissen meiner Mutter gehandelt habe. Ich wollte mit meiner Mutter erst Rücksprache nehmen, wenn ich über die Aufnahme meines Antrages im Klaren war. Ich bin zwar so gut wie wirklich der Besitzer unseres Establishments, aber thatsächlich ist doch meine Mutter die wahre Eigenthümerin. Unter diesen Umständen werden Sie es verstehen, wenn ich bei einem so wichtigen Schritte, wie eine Verheirathung, erst ihre Zustimmung einhole. Das werde ich jetzt, wo ich über alles Wissenswerthe unterrichtet bin, thun und ich zweifle nicht, daß sie mir ihre Einwilligung geben wird. Ich werde mir daher erlauben, falls sich Alles so abwickelt, wie ich es erwarte, morgen früh nochmals bei Ihnen zu erscheinen, um Sie dann zu bitten, Ihrem Fräulein Tochter Mittheilung von meiner Werbung zu machen.“

Der Rentier Schmidt hatte anfänglich sichtlich überrascht dieser Entgegnung zugehört und nur allmählich war der Unwille verschwunden, der sich bei ihm bemerkbar gemacht hatte.

„Nun gut,“ versetzte er nach einer kleiner Pause gehend, „dann werde ich einstweilen meine Tochter noch nicht über den Zweck Ihres Besuchs aufklären. Sollten Sie morgen Ihren Antrag wiederholen, werde ich übrigens im Stande sein, Ihnen die Höhe der Summe anzugeben, die ich Köschens an ihrem Hochzeitstag in die Hände legen kann.“

Die beiden Männer verbeugten sich vor einander, dann wandte sich Emil Neumann und verließ mit einem spöttischen Zug um den Mund den Salon.

(Fortsetzung folgt.)

## Allerlei.

**Sonderbare Geschmäcker.** Aus Bombay schreibt man: Auch hier giebt es eine Art Karneval, die Mohamedaner nennen das Fest freilich „Mohorum“, d. h. „sehr heilig“, jedoch von besonderer Heiligkeit habe ich wenig bemerkt und mir will die Bezeichnung Karneval besser gefallen. Die Feier findet statt zur Erinnerung an die Ermordung Husseins, den die Schiiten als den rechtmäßigen Nachfolger Alis, des Schwiegerjohnes Mohameds, des zweiten Kalifen ansehen. In früherer Zeit gab das Mohorum gewöhnlich Anlaß zu blutigen Zusammenstößen zwischen Schiiten und Sunniten, jetzt vereinigen sich beide Sekten zu friedlicher und dabei ausgelassener Feiern, selbst Hindus schließen sich dabei nicht aus, und so ist von der ursprünglichen Idee nicht viel mehr geblieben. Das Fest selbst dauert zehn Tage und heißt davon im Arabischen „Mischra“. Von Rechts wegen sollte während dieser ganzen zehn Tage strenges Fasten beobachtet werden, ganz wie im Ramadan, aber das ist heute auch bei den Mohamedanern ein überwundener Standpunkt. Vielmehr befehlet die ganze Feiern in Tollheiten, die besonders des Abends und Nachts erlaubt sind. Auf den Straßen giebt es allerlei Mummenschanz. Die beliebtesten Maskencharaktere sind der „Tiger“ und

der „wilde Mann“, die hier in bösen Träumen und in der Kinderstube dieselbe Rolle spielen, wie die Menschenfresser und der Wolf in deutschen Märchen. Die Tracht dieser „Tiger und Wilden“ ist die denkbar einfachste, ein fußgroßer Lappen ist um den dicktesten Körpertheil geschlungen und der Rest der Persönlichkeit wird tigerartig gestreift, oder, wenn sie den schwarzen Mann spielen soll, mit schwarzer Farbe dem geschloßenen schwarzen Mohr im Sträwelpeter gleich gemacht. Der Tiger ist mit Ketten gefesselt und wüthet in einem Käfig aus Bambusstäben, der wilde Mann wird von Anderen mit Stricken gehalten und hat seine besondere Freude daran, das schönere Geschlecht mit seiner Farbe zu bedrohen und sich trotz der für Europäer fast unerträglichen Hitze — es sind 41° R. im Schatten — unter beständigem Herumhengen in eine solche Kaferei hineinzuarbeiten, daß ihm das Wasser in schwarzen Strömen am Leibe herunterfließt. Wertwürdig, worin manche Leute ihr Vergnügen finden! Andere harmlose Narren umringen eine umherpazierende Schönheit, bewerfen sie mit einer Art rothen Pulvers und halten ihr Spiegel vor, worin sie sich erblicken muß, nach welcher Seite sie sich auch wenden mag. Bei einer gewissen natürlichen Schüchternheit der eingeborenen Frauen ist deren Verlegenheit dann wirklich höchst ergötzlich, auch für den Europäer. Wozu übrigens die orientalische Ueberschwänglichkeit führt, zeigt der Umstand, daß einer der „Tiger“, um besonders glänzend zu erscheinen, sich den ganzen Leib mit Firniß überpinselt hatte: der „Tiger“ starb in ein paar Stunden.

## Vom Büchertisch.

— In der Neclam'schen Universal-Bibliothek sind neu erschienen: Nr. 3671. 3672. Friedrich Rückert, Gedichte. In Auswahl herausgegeben von Philipp Stein. Mit Rückerts Bildniß. Die vorliegende Auswahl der Gedichte Rückerts ist dazu bestimmt, die Kenntnis des noch lange nicht genug gewürdigten Dichters in weitesten Kreise zu verbreiten. Sie bietet das Schönste, was Rückert geschaffen, und gleichzeitig ein Gesamtbild der Eigenart und Persönlichkeit dieser echten Poeten-Natur. Neben den Vaterlandsliedern und den Gedichten aus Heimath und Jugend, neben der Spruchweisheit und den das Familien- und Naturleben behandelnden Liedern, neben den charakteristischsten Aeußerungen des „Poetischen Tagebuchs“ haben auch die besten Uebersetzungen aus der orientalischen Literatur in dieser Sammlung Aufnahme gefunden. — 3673.—3676. Vollzugsvorschrift zum österreichischen Personalsteuergesetz. Erstes Hauptstück, betr. die Erwerbsteuer. Textausgabe mit Anmerkungen und einem ausführlichen Register. Herausgegeben von Dr. Edmund R. von Herzfeld, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien. — 3677. Musiker-Biographien. Zwanzigster Band: Marschner. Von Dr. Maximilian Emil Wittmann. Zum ersten Male erscheint hier eine vollständige Biographie des hervorragenden Tonmeisters, zu der ein großes und erschöpfendes Quellenmaterial dem Bearbeiter zur Verfügung stand. Nicht nur waren 134 Briefe von Hofmeister, dem Verleger Marschners, gern zur Verfügung gestellt, auch die Kirchenbücher wurden durchforcht; an Orten, wo Marschner gelebt, gewirkt, gelitten und sich getraut, wurde gesammelt und gesichtet, um nach reichhaltigen Quellenstudien ein vollkommenes Lebensbild des Meisters zwischen Carl Maria von Weber und Richard Wagner auszuarbeiten. Manches gänglich Neue wird den Leser überraschen, mancher junge Freund wird sich durch diese klar geschriebene Biographie dem Komponisten enger anschließen. — 3678. Eduard von Bauernfeld, Das Tagebuch. Lustspiel in zwei Aufzügen. — 3679. 3680. Gabriel Ferry, Der Waldläufer. Roman. Uebersetzt von Prof. Dr. H. Th. Kühne. Dritter Theil. Mit dem vorliegenden Bande erreicht der berühmte Roman den Höhepunkt seiner Entwicklung. Der vierte Theil, mit welchem das Werk abschließt, wird in Kürze folgen. Preis jeder Nummer 20 Pfennig = 12 Kr. ö. W. = 25 Cms.

— Das zweite Quartal der in Stuttgart erscheinenden „Neuen Musik-Zeitung“ (Verlag Carl Grüniger) brachte eine Reihe musiktheoretischer Betrachtungen von dem Opernkomponisten Cyril Ritter über die moderne Harmonik, eine längere Abhandlung des Dr. Haase über werthvolle Klavierkompositionen der neueren Zeit, ausführliche Auszüge aus eben erschienenen musikgeschichtlichen Schriften, so einen Aufsatz über die Beziehungen des Philologen Fr. Nietzsche zu Richard Wagner, kritische Berichte über neue Musikalien, über Musikfeste, über Novitäten aus dem Konzertsaal, über neue Opern und Virtuosen, Texte für Liederkompositionen, musikpädagogische Artikel, Bildnisse und Biographien der Damen Marzella Bregi, Mathilde Clerke, Rose Ettinger und der Herren Professor Wien und Max Bauer, ferner ein Tableau der Mitglieder der Stettiner Oper, mehrere Beiträge zur Biographie des Meisters Joh. Brahms, eine treffliche Humoreske von Peter Hofegger, eine sinnreiche Künstlergeschichte von Herbert Fohrbach, Notizen aus dem Musikleben der Gegenwart, schließlich gewählte Klavierstücke von C. Ritter, Bruno Wandelt, Guis. Lazarus, Karl Kämmerer, Ernst Hartenstein; Lieder von Hugo Wolf, G. Erlanger, W. Nothe, Rud. Freih. Procházka und ein Duo für Geige und Klavier von Cyril Ritter. (Der vierteljährliche Abonnementspreis beträgt nur 1 Mk. Die Verlagsbuchhandlung von Carl Grüniger in Stuttgart versendet auf Verlangen an Jedermann Gratis-Probenummern, der sie des Abonnements wegen einsehen will.)

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gedensiecken. Notationsdruck und Verlap von Otto Thiele, Halle (Saale). Leipzigstr. 87.